

51)

Mafia.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Kasnussen.

Der Marchese blieb bei seiner Weigerung, indem er anführte, es sei wohl außer Zweifel, daß sein Grund mineralreich sei, jedoch in keiner Weise erwiesen, daß er Wasser enthalte, da man ja noch nicht einmal versucht habe, sich hierüber Gewißheit zu verschaffen.

Mit dieser Antwort ging der Stadtrat, der die Sache beständig auf seine Art darstellte, zum Ministerium, um die Vollmacht zu einer vom Allgemeinwohl aufs dringendste geforderten Expropriation des Marchese zu erlangen.

Während die Gärung in der Stadt und der Haß gegen den Marchese mit jedem Tage, an dem die anhaltende Hitze und Trockenheit den Wassermangel drückender machte, stieg, wartete man mit Spannung auf die Entscheidung des Ministeriums.

Diese ersten Sorgen waren es, die in jener friedlichen Abendstunde Vater und Tochter quälten, ohne daß sie doch das Verlangen fühlten, einander die Gedanken mitzuteilen, mit denen beide gleich vertraut waren.

Sie waren wieder Freunde geworden, wie in alten Tagen, aber sie hatten die Mutter in ihren Bund aufgenommen, und der Haß von außen drängte die drei Isolierten in ein so inniges Verständnis zusammen, wie sie es viele Jahre nicht gefannt hatten. Der Marchese war in dem verschwundenen Jahre nicht bloß gealtert, er hatte zugleich auch seine Widerstandskraft gestählt, hatte sein ganzes Denken um die Verantwortung gesammelt, der Letzte eines alten stolzen Geschlechtes zu sein. All seine Interessen, alles, wofür er sein Leben gelebt, warf er über Bord, alle Gedanken dem einen Ziele opfernd, seinem Geschlecht einen auch ökonomisch würdigen Abgang zu sichern.

Schon begann es zu dämmern und sie dachten hineinzu-gehen, als die Marchesa an der Seite eines jüngeren Herrn im Garten erschien und sich mit einem eigentümlich eindringlichen Tone an ihren Mann wandte:

„Ingenieur Lo Forte ist hier, um eine wichtige Mitteilung zu bringen — Du kennst ja den Ingenieur?“

„Sie waren seinerzeit bei Gräfin Del Chiaro? Ich erinnere mich Ihrer sehr wohl,“ sagte der Marchese in einem abwartenden Tone.

„Es freut mich, daß der Marchese sich meiner noch erinnert,“ versetzte Lo Forte mit einem hastigen Blick auf Lidia, die sich erhob und ihn mit einer Kopfsneigung begrüßt hatte, worauf sie stehen blieb voll tiefen Erstaunens, das sie rascher atmen machte, den Besucher betrachtend. — „Ich habe Ihnen einen wichtigen Vorschlag zu machen, Marchese.“

„Sprechen Sie nur frei heraus! Ich habe keine Geheimnisse vor meiner Familie.“

„Ich bin von der großen englischen Gesellschaft „Anglo-Sicilian Mines“ bevollmächtigt, Ihnen achtmal soviel für Ihre Minen zu bieten, als der Stadtrat.“

Beide Frauen sahen von Lo Forte zum Marchese hinüber, der einen Augenblick dastand, ohne Antwort zu finden. Endlich sagte er:

„Was verschafft mir die Ehre des Interesses, das Sie an unseren Minen bezeigen?“

„Ich kann mir denken, daß Sie einem Manne mißtrauen, der einmal in der Gräfin Diensten gestanden,“ erwiderte Lo Forte, wieder zu Lidia hinüberblickend, die die Augen vor ihm senkte — „und doch bin ich ein Mann, der Hinterlist und Gewalttat haßt. Als ich hier herkam und durchschaute, was man gegen Sie plant, unterrichtete ich meinen Freund Ettore Del Chiaro, und mit seiner Zustimmung wandte ich mich an die Direktion der „Anglo-Sicilian Mines“, die mich seit vielen Jahren kennt und gab ihr Bescheid über den Wert Ihrer Minen, den niemand besser zu beurteilen vermag als ich. Wenn Sie Ihre Minen nicht verkaufen, werden Sie expropriert werden.“

„Man wird es nicht wagen!“

„Man wird es nicht wagen? Wann hat je die Mafia die Tage erhoben, um sie nachher wieder zurückzuziehen? Verlassen Sie sich darauf, die Kette reicht unzerreißbar von

Sizilien nach Rom. Aber was Sie zu hindern nicht die Macht haben, das vermag eine Gesellschaft, die unter dem Schutze eines fremden Staates steht. Man wird einen Protest der „Sicilian Mines“ nicht auf dieselbe Art behandeln können, wie man einen Protest von Ihrer Seite behandelt. Die Verhältnisse müssen gründlich untersucht werden, und dabei wird sich rasch zeigen, daß Ihr Grundstück als Wasserwerk gar nicht verwendbar ist. Der Zweck des ganzen Manövers ist ja ganz einfach der, daß die Gräfin nach der Expropriation, wenn diese den Erwartungen nicht entspricht hat, den Grund um einen Spottpreis von der Kommune zurückkaufen will.“

„So ist es!“ sagten der Marchese und die beiden Frauen im Chor.

Es begann zu dunkeln und sie gingen hinein, um die Sache weiter zu besprechen. Die Frauen drangen in den Marchese, dieses ehrliche Angebot anzunehmen. Aber er war zu alt, zu sehr gefestigt in dem Gedankengang eines ganzen Lebens, um den Moment ergreifen und das Ruder im Handumdrehen umlegen zu können.

Als die Marchesa seinen Widerstand merkte, bat sie Lo Forte, sie zu entschuldigen, und zog ihren Mann liebevoll in sein Arbeitszimmer, um eindringlich mit ihm zu sprechen, ehe sein Starrsinn Zeit gewann, sich festzusetzen.

Lidia blieb mit Lo Forte allein. Sie trat dicht an ihn heran.

„Sie sind ein großer Mensch, Herr Ingenieur!“ sagte sie. „Ich habe Sie einmal beleidigt. Es hat auf meinem Gewissen gebrannt seit dem Tage, da Sie forttriften.“

„Auch auf dem meinen!“ versetzte er mit bebender Stimme.

„Ich bitte Sie, zu vergessen, was ich damals sagte.“

„Ich habe Ihnen niemals aus diesem Grunde gegrollt — noch aus einem anderen, Baronin.“

Eine plötzliche Unsicherheit überkam Lidia. Sie beeilte sich, abzubrechen und einen gleichgültigeren Konversationston anzuschlagen.

„Wie lange sind Sie diesmal in Sizilien, Herr Ingenieur?“

„Bloß einen Monat.“

„Und Sie gedenken zu bleiben?“

„Wahrscheinlich! Ich konnte auf die Dauer das Klima und die Barbarei da unten in El Ref nicht ertragen. Jetzt bin ich Ingenieur bei den Minen in Grotte. Aber es ist mir auch dort etwas zu afrikanisch, so daß ich vorgezogen habe, mich hier in Sirgenti niederzulassen, obgleich der Weg zu meiner Arbeitsstätte ein wenig lang ist.“

„Ach so! — Sie wohnen in demselben Hause wie früher?“

„Nein,“ erwiderte er ein wenig verlegen; „ich habe hier unten an der Ecke, schräg gegenüber Ihrem Palazzo, eine passende Wohnung gefunden.“

„Dann freue ich mich, Sie spielen hören zu können,“ sagte sie halb zerstreut, bemüht, mit einem Ohre der leise geführten Verhandlung der Eltern im Nebenzimmer zu folgen.

„Die Freude ist in diesem Falle gegenseitig, Frau Baronin.“

„Oh, die Zeiten haben sich geändert. Ich spiele niemals. Aber sagen Sie mir — entschuldigen Sie, daß ich von anderen Dingen rede —, fürchten Sie die Gräfin nicht?“

„Sie wissen, Frau Baronin, wie wir Sizilianer beschaffen sind: und gelte es das Leben, wir müssen zurück nach unserer teureren Insel. Uebrigens hat Ettore mir freies Geleit verschafft: er hat seine Mutter für mein Leben verantwortlich gemacht. Er hat ja selbst einen gewissen Anteil daran, daß ich jetzt zurückkehrte. Es hat seit vielen Jahren fast wie ein Traum vor uns gestanden, und wir glaubten daran, daß wir beide hier unten einmal eine Aufgabe haben würden. Wir sind eben zwei unverbesserliche Idealisten.“

„Ettore ist allerdings ein Apfel, der sehr weit vom Stamm gefallen ist.“

„Es ist merkwürdig: er und Crocifissa haben gleichsam die Mutter zwischen sich geteilt. Crocifissa hat ihre Hysterie, er hat alle ihre guten Seiten geerbt.“

„Hat die Gräfin gute Seiten?“

„Ich glaube, daß ihre Krankheit, ihre Hysterie und so dann das Milieu, in das sie gekommen ist, schuld an einem

großen Teile ihrer Charakterfehler trägt. Gätte sie einen Mann bekommen, zu dem sie aufblicken oder den sie bloß achten konnte — ich glaube, es wäre alles anders geworden.“

„Es ist schön von Ihnen, daß Sie einen so guten Glauben an die Männer haben,“ sagte Lidda mit einem etwas müden Lächeln.

In diesem Augenblick traten die Eltern ein, und Lo Forte erhob sich, während der Marchese auf ihn zutrat.

„Ich kann Ihnen nicht genug für das Interesse danken, das Sie mir erwiesen haben, Herr Ingenieur. Aber darf ich mich ein paar Tage bedenken? Meine Lebensweise hat gelautet: Casa La Greca verkauft nicht. Sie begreifen da, daß ein Bruch mit dieser Lebensregel mich viel kostet.“

„Sie wissen, daß die Verhältnisse rasche Entschlüsse fordern, Herr Marchese; aber ich begreife und achte Ihr Bögen.“

Einen Augenblick später nahm Lo Forte Abschied. Der Marchese versprach, ihn in Kenntnis zu setzen, sobald er seine Entscheidung getroffen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

18]

Auf Irrwegen.

Von Jonas Lie.

— Onkel Joel lag da wie eine Klippe oder ein Vorgebirge, an dem vorüber zu fahren Mühe kosten würde. Er würde vermutlich seine ganze Autorität und sein Gewicht daran setzen, um es alles zu ersticken!

— — Vielleicht würde er heute doch noch irgend etwas zu verbauen bekommen! — —

Faste klopfte schnell an die Tür, die zu dem inneren Kontor führte und trat ein, ohne die Antwort abzuwarten.

Onkel Joel sah gebüdt da, den Lehnsstuhl dicht an den Ofenschirm herangerückt, und erholte sich gerade von einem eben überstandenen Asthma- und Hustenanfall.

„Wie ungelegen, daß ich gerade jetzt kommen muß, wo Du Dich mit diesen Plagen herumquälst, Onkel!“ — entschuldigte sich Faste. „Mutter sagt, Du solltest Dich nur einmal entschließen, damit zum Doktor zu gehen. So etwas kann leicht schimm werden.“

„Meint Deine Mutter das —?“

Onkel Joel schüttelte traurig den Kopf: „Meine Erfahrung geht dahin: wenn ich meine Uhr erst dem Uhrmacher übergebe, so —“ Er leuchtete und rang nach Luft.

„Und kommt erst der Doktor ins Haus, so folgt ihm auch der Pfarrer gleich auf den Fersen. Das einzig probate Mittel ist, stark zu sein, und das bin ich! — — Ja, jetzt ist es vorüber. — — Es ist dasselbe Mittel wie das gegen die Armut, — reich zu sein. Ja, ja, — nun ist es überstanden, ganz überstanden. — — Diese Pfeffermünztröpfchen, — so lange man sich mit einem so einfachen Mittel helfen kann, steht es noch nicht so schlimm um einen, mein Herr Faste! — Die nächste Herbstluft. — Ahem, — ja!“

Er humpelte und tastete sich durch das Zimmer.

„Es scheint, als wenn Du Dich jetzt nach Deinem Architektenexamen hauptsächlich mit der Art von Gebäuden abgiebst, die man Luftschlöffer nennt!“ platzte er heraus.

„Das kommt auf die Augen an, mit denen man sieht, Onkel —“

„Ich wußte ja, daß es auf irgend etwas Sonderbares herauskommen würde — daß man einen verschrobene Menschen auch noch mit Kenntnissen versieht, die ihn in Stand setzen, die Schraube zu drehen!“

„Ich habe immer gefunden, daß Du ein verteufteltes Talent hast, Dich schneidig auszudrücken, Onkel. Ich möchte wohl einmal zuhören, wenn Du jemand in einer Generalversammlung an der Stelle packst.“

„Und ich sage,“ die Stimme klang jetzt sehr kräftig — „baue, — baue meinethwegen bis in den Himmel hinein, aber bringe mir keine Verwirrung in die Stadt! Einer nach dem anderen kommen die kleinen Leute draußen vom Strande und von der Landzunge herein und wollen wissen, ob der Grund und Boden, auf dem sie wohnen, sie vielleicht zu Krösussen machen kann?“

„Ja, Onkel, es sieht leider wirklich so aus, als wenn Du schon zu lange damit gewartet hast, Dir die Waupläze da unten zu sichern, die Du für ein Butterbrot hättest haben können.“

„Was — was sagst Du. — Ich?“

„Ach, die ganze Stadt weiß ja, daß es Deine Absicht ist, alles, was Du hinterläßt, irgend einer Anstalt oder einem Stift zu vermachen.“

„So, das weiß also die ganze Stadt.“

„Ja, was sonst? — Oder ist es etwa nicht der Fall gewesen, daß wenn Du ein wenig hart mit den Zinsen und vielleicht reichlich vorsichtig mit Deinem Gelde warst, man das Gerede immer damit totgeschlagen hat, daß es schließlich ja alles nur aus Interesse für das Wohl Deiner Vaterstadt geschähe?“

„Nun, das muß ich sagen, Du bist wirklich ein Zauberünstler! Stehe ich nicht plötzlich als Gläubiger der ganzen Stadt da! Ich sollte wohl eigentlich gleich auf die Bank gehen und alles, was ich

besitze, auf das Konto der Stadt übertragen lassen!“ schrie Onkel Joel.

„Jedenfalls hast Du in dem Glanz dieses Glaubens gelebt, Onkel.“

„Ich möchte Dich doch bitten, Dich an Deine eigenen Schösser zu halten und nicht auch für mich Luftstiftungen zu bauen!“

„Nun ja, Onkel Joel, — das ganze ist sozusagen eine Glaubens- oder Belehrungssache. Man muß dazu belehrt werden, sich als Großstadt zu denken.“

„Ja, — ja, — ja!“ höhnte Onkel Joel. „Belehrungssache — — Und was weiter, — um das Ende der Sache ins Auge zu fassen — — Steht dann das Badehotel fertig da?“

„Ja, wenn nur erst die ganze Stadt daran glaubt, dann steht es da, Onkel.“

„Gratuliere, gratuliere — — Ich habe schon — alle erforderlichen Erläuterungen eingezogen — — Grüße Deine arme Mutter von mir.“

„Da kann ich Dir doch sagen, Onkel, daß hier schon ziemliche Stimmung für die Sache herrscht. Du sprachst vorhin selber von den kleinen Leuten draußen am Strande auf der Landzunge. Wieviele halbe und viertel Aktien glaubst Du, daß ich dort bekommen werde? Und wenn dann der ganze Schwarm von Schiffen heimkehrt mit Kapitänen und Steuermännern, die alle hier in beschränkten Verhältnissen wohnen. Glaubst Du nicht auch, daß die geneigt sein würden, sich überzeugen zu lassen, daß ihre Wohnungen und Grundstücke weit höher im Preise steigen könnten? Oder glaubst Du etwa, daß die Hausbesitzer Straße an Straße die ganze Stadt hinauf, ganz unzugänglich für den Gedanken sein sollten, daß ihre Stadt durch so eine größere Badeanlage das bekommen könnte, — was ihr bisher im Laufe der Zeiten niemals beschieden war — nämlich eine Lärribe, durch die sie in eine größere Zukunft hineinschauen können mit erweiterten Erwerbsquellen und Möglichkeiten für neues Wachstum und Betriebsamkeit? — — Und die ganze Umgegend! Sollte die soviel dagegen haben, eine größere Stadt zu versorgen?“ entgegnete Faste voller Begeisterung.

„Ja, ja, ja!“ leuchtete Onkel Joel, — „so ist's recht, — nur immer weiter so. — — So predigt man sein Luftschloß in die Höhe — bis es sich um — Geld handelt! — — Ei freilich, — man setzt der Kuh eine grüne Brille auf, dann hat man nicht nötig, ihr Heu zu geben. — — Es kommt nur darauf an, daß es gelingt, der Stadt die Brille auf die Nase zu setzen!“

„Aber gerade Geld meine ich, soll hier kommen, Onkel. Wenn die Leute nur an die Möglichkeit glauben, werden sie auch ein wenig daran wagen.“

„Ja, ja, ja, — ganz recht, — wagen —“

„Auf den Zukunftswert hin —“

„Ah, — ja, ja,“ stöhnte Onkel Joel, — „ich wußt' es ja, daß er das Wort finden würde, — der Zukunftswert!“

„Wenn man die Wahl zwischen einer Null oder Gold hat, Onkel, so strecken doch wohl die meisten die Hand aus.“

„Und dann nimmt sich so ein gewandter Meister der Rede wie Du vor, ihnen in den Kopf zu setzen, daß das, was sie sehen, Geld ist, ja. Was sie wirklich in die Hand bekommen, will ich nicht bei seinem Namen nennen.“

„Sonderbar, — merkwürdig, — Dich so im stehenden Wasser sitzen und gegen die Zeit ankämpfen zu sehen, Onkel. So warst Du nicht in Deiner Jugend, — damals, als Du in Kaliforniaweizen spekulierdest. Wie Onkel! — Jetzt bist Du elend. Glaubst Du aber nicht, daß es neues Leben in Deine Adern gießen könnte, wenn Du noch einmal einen tüchtigen Skoup machen könntest! — so einen, der vielleicht gleich Dein Vermögen verdoppeln könnte? — Es kommt nur darauf an, sich wieder jung zu machen, den Gedanken zu ergreifen und Vater desselben zu werden — — Ich meine, das würde ein ganz anderes, lebensvolleres Monument sein, daß Du Dir errichtetest, als wenn Du eine „Stiftung“ gründetest! — Du bist groß angelegt, Onkel. Und hier hast Du als großer Vogel in einem kleinen Bauer gefessen, und gerednet und dividiert, bis Du beinahe vergessen hast, daß Du einmal Deine Flügel benutzen könntest, um Anteil an der Begründung einer Großstadt zu haben, Onkel! — Große Häuser statt all der kleinen, — und Menschen darin, die viel weiter hinausdenken als nur bis zu den nächsten Schären!“

„Du bläst die Seifenblase wirklich so auf, daß es eine wahre Unterhaltung ist, hineinzusehen. Aber wenn sie platzt, — wenn sie platzt, — wenn sie platzt —“, wiederholte er verbissen.

„Ja, die Idee liegt da. Siegen aber wird derjenige, der sie zuerst zu ergreifen weiß. Hinterher reiben sich die anderen die Augen! Ich brauche Dir nicht alle die Vorteile aufzuzählen, die wir haben, — ich meine, alles das, was die Aerzte jetzt — und zwar schwarz auf weiß — haben einräumen müssen, was wir vor anderen an Bedingungen infolge der Oris- und Strandverhältnisse voraus haben. — Aber, was ich wollte, daß Du, Onkel, vor allen anderen sehen solltest, das ist die brillante Lage unseres Hafens, sozusagen mitten in der Touristenroute! Es handelt sich nur darum, die Wadebucht durch eine Mole zu sichern, und die Sache in die Hand einer organisierten und hinreichend kapitalfähigen Aktiengesellschaft zu legen —“

„Aktiengesellschaft, ja, die kann man heutzutage auf Grundlage eines Streichholzes begründen!“ warf Onkel Joel erregt ein.

„— — Und die Stadt steht da, bereit, eine ganz neue Zukunft mit offenen Armen zu empfangen. — — Und so etwas, dachte ich

mir, Könnte eine Kraft wie Dich, Onkel, reizen, sich an die Spitze zu stellen und der Stadt seinen Namen als Schöpfer des ganzen zu hinterlassen!"

"Ich Gründer! — Vater des Ganzen? — Sag' nur lieber, daß die ganze Stadt sich Wasser über den Kopf gießt — — Gott soll mich bewahren!"

"Dieser Rammonteußel!" brauste Faste auf. "Kein Zweifel, daß für diese Art erdgebundener Seelen die niederen Stoffe ihre Anziehungskraft haben!"

"Was, — was?" — Onkel Joel sperrte beide Ohren weit auf.

"Die Erde ist ein Bauer, aus dem nur die befreiten Elemente aufsteigen; das ist das Geheimnis — — Dich läßt Dein Geld nie los; das ist die Ankerkette, die Dich unten am Boden festhält!"

"Ich glaube, weiß Gott, Du hättest Laienprediger werden sollen, — das ist ein gutes Geschäft!" meinte Onkel Joel, während Faste zur Tür hinausstürzte.

(Fortsetzung folgt.)

Spät Sommer.

Von Eduard Doppel.

Zwischen Schneeglöckchen und Schlüsselblume, duftigen Mai-glöckchen und stammenden Feuerdorn führte uns der Weg vom Frühling zum Sommer, vom Märzveilchen zur Blumenkönigin Rose.) Längst ist das Heidenröslein in zarter Färbung und leisem Duft auf den grünen Dornenbüschen am Feldrain und am Waldesfaum verblüht und gezählt sind die Tage der Zentifolien, die mit leuchtenden Farben und heraufschendem Aroma in wohlgepflegten Gärten prangen. Campanula, die Glockenblume, gibt ihnen das Grabgeläute. Und ist die Rosenzeit vorüber, ist der kraftvoll süße Duft der Lindenblüte verweht, so ist auch die köstlichste Blumenschöpfung des Jahres vorüber. Zwar folgt noch manches anmutige bunte Bild; aber der Hauch der Frühlingspoesie schwebt nicht darüber. Die Laubkronen haben sich geschlossen; die Blätter wollen nicht mehr wachsen, sie nehmen ein dunkles undurchsichtiges Grün an. Zwischen ihnen leuchtet es gelb und rot, blau und braun auf: die Früchte reifen. Der Herbst kündigt sich an. Sein Blumenflor gehört schließlich zum größten Teile der Familie der Korbellblätter an, bei denen die unscheinbaren Einzelblütchen sich dadurch Ansehen und Geltung verschaffen, daß sie in dem Kelchkorbe eng zusammenrücken und einträchtig bei einander bleiben. Dadurch machen sie den Eindruck großer wirkungsvoller Blumen, wie die Sonnenblume. Und gewiß zeigt kaum eine andere Pflanzenfamilie reichere Färbung und mannigfaltigere Formen. Man denke an Aster und Georgine, die wie die Sonnenrose das Beispiel der unglücklichsten Blumennymphe Elchia nachahmt und der Sonne folgt! Doch die holde Anmut der Lenzflora wird von der Sommer- und Herbstflora nie und nimmer erreicht.

Die ernste Zeit des Reisens mahnt uns an die Vergänglichkeit des Lebens. Wie rasch erfüllt sich die Zeit! Gestern noch wogte das Aehrenmeer, heute liegen die Garben darnieder. Man denke an Hoffmann v. Fallersleben's Gedicht „Das Aehrenfeld“:

Ein Leben war's im Aehrenfeld,
Wie sonst wohl nirgends auf der Welt;
Musik und Kirnes weit und breit
Und lauter Lust und Fröhlichkeit.

Wie aber geht es in der Welt?
Geut' ist gemäht das Aehrenfeld,
Zerflöret ist das schöne Haus,
Und hin ist Kirnes, Tanz und Schmaus.

Schon stiegen in den entlegenen Dörfern des Gebirges, wo selbst der wohlhabende Handwerker, der sich ein bißchen Landwirtschaft leisten kann, sich mit wenigen Morgen Ackerland bescheiden muß, im steten Gleichakt die Dreckschlegel auf den Tenen, in dessen in den Nieddörfern und reichen Landgemeinden die Dreckschmaschine unablässig schnaubt und brummt. Johann Gaudenz v. Salis-Seewis hat heuer recht:

Dunt sind schon die Wälder,
Gelb die Stoppelfelder,
Und der Herbst beginnt.
Rote Blätter fallen,
Graue Nebel wallen,
Kühler weht der Wind.

Der anormale kühle August, der so reich an Regen und so arm an Sonnenschein dahinzog, hat merklich an den Hoffnungen auf eine gute Weinerte gerüttelt. Ohne Glutsonne reifen die Trauben schlecht oder gar nicht aus, was um so bedauerlicher ist, als die gefährlichsten Pilzkrankheiten (Oidium Tuckeri und Peronospora victicola) trotz heurückiger Warnnachrichten durchaus nicht in besonderem Maße aufgetreten sind. Auch andere Edelfrüchte leiden unter der programmwidrigen Witterung, und selbst in der Flora zeigen sich die Folgen der nachstakten Tage.

Am Begraine blüht die letzte Kornblume. Standhafter zeigt sich

die ruppige blaue Begwarte mit ihren zarten Azurblüten. Die weißen Dolden der Schafgarbe und Möhre kontrastierten mit den blauen Rippen der Natierwurz, ihre gelben zierlichen Sterne heutzutage die Schwarzwurz, und die Kamille entfaltet wiederum einen ganzen Kranz weißer Blumentronen. Im Garten ragt die riesige Sonnenblume hoch über blühendem Ziertabak, über blauen Nittersporn und gelbe Tagetes. Schlankeblütiger Flog schießt auf, farbenprächtige Gladiolen zünden ihre Feuerkerzen an, in zartem Blau erschließen sich die Dolden der Elibia, die liebliche Nemesis erblüht und die ewig dankbaren Fuchsen ziehen neue rote Wieders und blaue Rödchen an. In zahllosen Variationen entfalten die herblich-Georginen ihre Pracht, unvergleichlich in Formen und Farben.

Bald übersehauen wir das Vegetationsjahr. Seine einzelnen Phasen knüpfen sich an bestimmte Farbensvorstellungen: der Frühling an saftiges Junggrün, der Sommer an das Kolorit der Vollblüte, Weiß, Gelb, Rot, Blau, der Herbst an Fruchtrot und Laubfärbung, Gelb, Rot und Braun. Viele Forscher haben im Vegetationsjahr einen regelrechten Pflanzenkalender aufgestellt. So Professor Cohn, der das Vegetationsjahr in zehn Perioden oder Monate einteilt; Drude unterscheidet sechs Jahreszeiten der tätigen Vegetation und Thue rechnet sieben „phänologische“ Jahreszeiten. Aus jahrelangen Beobachtungen hat man die mittleren Werte gefunden. So nimmt man mit dem Aufblühen der weißen Lilie (Peter und Paul, 29. Juni) den Sommeranfang an, Ende Juli, zur Zeit der Roggen-ernte, beginnt der Hochsommer, das Aufblühen der Herbstzeitlose kündigt den Beginn des Vorherbstes (Anfang September), die Zeit der Weinlese bringt den Herbst, die ersten Fröste verraten den Spätherbst (Ende Oktober). Die Bäume und Büsche entlauben sich. Die Periode, die vorangeht, besingt Emanuel Geibel:

Ich sah den Wald sich färben,
Die Luft war warm und stumm;
Mir war betrübt zum Sterben,
Und wußt' es kaum, warum. . . .

Die Natur legt ihr purpurnes Sterbekleid an. Es ist, als wolle sie in der Pracht des Frühlings scheiden. Noch einmal wird der Farbentopf gemischt, aber nicht für die Blumen, sondern für das Laub, das bis in glühendes Rot aufstammt und mählich gelb und braun zur Erde sinkt. Immer trauriger stimmt der Abschied, den scheinbar die ganze Naturherrlichkeit des Lenzes und Sommers nimmt. Wir versehen Hoffmann v. Fallersleben in seinem wehmütigen Herbstlied:

Bald fällt von diesen Zweigen
Das letzte Laub herab;
Die Büsch' und Wälder schweigen,
Die Welt ist wie ein Grab. . . .

Und wir begreifen seine Klagebe „Sehnsucht nach dem Frühling“:

O, wie ist es kalt geworden
Und so traurig, öd' und leer!
Rauhe Winde weh'n vom Norden,
Und die Sonne wärmt nicht mehr. — —
Schöner Frühling, komm doch wieder!
Lieber Frühling, komm doch bald!
Bring uns Blumen, Laub und Wieder,
Schmüde wieder Feld und Wald!

Den letzten Wiesenschmud bringt die Herbstzeitlose, deren rosafarbene zarte Blüte auf weißem Schafte an die Krosusblüten des ersten Frühlings erinnert. Dann begibt sich die lebendige Natur zur Ruhe. Die Bäume und Sträucher haben als Wintervorrat Stärkemehl und Eiweißstoffe in Stamm und Rinde aufgespeichert, die Stauden wieder legen in ihren Wurzelstöcken, Knollen und Zwiebeln unterirdische Magazine an. Die Knospen der Blätter und Blüten für das nächste Jahr sind bei den Holzgewächsen bereits fix und fertig, und so kommt es, daß in einem schönen warmen Herbst die Rinde noch einmal Junglaub treibt, die Kastanie noch einmal einige Blütenkerzen aufsteckt und wohl auch ein paar Obstbäume einige neugierige Lenzblütchen erschließen. Aber dieser krankhafte Frühling fällt der ersten Frostnacht, dem türkischen Kaiser zum Opfer. Der Winter tritt sein Regiment an, die Natur bereitet in langer Winterruhe neue Wunder und Offenbarungen für das nächste Frühjahr vor. Es hat alles seine Zeit. . . .

Kleines feuilleton.

Kulturgeschichtliches.

Von alten Geigen. Ein ähnlicher — Sport, möchte man sagen, wie mit alten Wildern oder im siebzehnten Jahrhundert mit holländischen Tulpenzwiebeln, wird mit alten Geigen getrieben. Enorme Preise, Liebhaberpreise werden für alte Instrumente gezahlt und ihre tatsächliche oder eingebildete Unübertrefflichkeit wird auf allerhand Geheimnisse der alten Geigenbauer zurückgeführt. Jedensfalls freilich ist es nichts als das Alter des wohlausgesuchten und wohlkonstruierten Holzes, das den alten Geigen den Vorzug vor den neuen gibt. Aber viele Geigenjammler und Musiker meinen, daß hauptsächlich der Lack, mit dem die alten Meister ihre Geigen überzogen, für die Klangfarbe dieser Instrumente von Bedeutung sei und man ist deshalb seit langem bemüht, die alten Lackrezepte wieder ausfindig zu machen, die besonders die Meister zu Cremona, die Amati, die Stradivari, die Guarneri u. a. benutzt haben. Jeder

*) Siehe Unterhaltungsbeilage Nr. 65.

Dieser alten Meister hatte allerdings seine Besonderheiten, sowohl in der Bauart der Geigen, als auch in der Art und Farbe der Lackierung. Es gab förmliche Geigenbauerschulen, deren Erzeugnisse man an ihrer Lackierung erkannte; so waren die Geigen Caspar Tiefenbruders, der auch Duiffoprugger genannt wird, eines der älteren Meister, braun lackiert und bemalt, die des Stradivarius rot, die des deutschen Meisters Jakob Stainer in Tirol gelbrot mit braunem Boden, die der ungarischen Geigenbauer dunkelbraun, fast schwarz. Die Geigen aus Neulirchen (Markneulirchen i. Vogtl.), wo der nach 1677 aus Danzig zugewanderte Geigenmacher Längel eine neue Art der Geigenlackiererei eingeführt hatte, und auch die Geigen aus Klingenthal waren gelb und fleckenlos. Da es zu jener Zeit keine Lackindustrie gab, waren die Geigenmacher darauf angewiesen, sich ihren Lack nach vorhandenen und überlieferten Rezepten selber zu bereiten, und es besteht nun die Meinung, daß die Bestandteile der alten Geigenlacks gar nicht mehr aufzutreiben seien. Aber außerdem sollen die alten Geigenmacher auch ein besonderes Verfahren zur Entzähnung des Holzes gekannt haben; nur harzfreies Holz mit leeren Zellen soll den Wohlklang verbürgen. Auch die Lackiermethode soll von wesentlichem Einfluß sein; der Lack dürfe nämlich nicht in das Holz eingießen und er müsse deshalb bei den alten Instrumenten eine Grundierung aus heller Leimlösung usw. erhalten haben. Vielleicht ist das Längelsche Lackierverfahren von dieser Art gewesen. Tatsächlich finden sich in alten Rezeptenbüchern ganz verzwickte Herstellungsvorschriften für Geigenlacks, so auch in dem 1696 bei Johann Ziegler in Nürnberg erschienenen Buche „Curieuse Kunst- und Wercschul, darinnen zu erlernen allerhand schon bewährte Lac- Epic Terpentins und Del-fürnisse“. Es wird da das Rezept zu „eines berühmten Geigenmachers überaus schönen Geigen- und Lautenführnis“ gegeben und zwar ist es eine spirituose Lösung von Gummilack (Schellack, Saft einer indischen Schildlaus, Coccus lacca), Sandarac (nordwestafrikanisches Weichharz), Drachenblut (Indisches Pflanzenharz), Orlean (Pflanzenextrakt aus Südamerika und Afrika), Veernwurzel (?) und Aloë socotrina. Diese Substanzen sind aber in der Hauptsache auch heute noch zu haben, so daß das Geheimnis also an den Ingredienzien selber nicht liegen kann. Mit diesem Rezept wird aber auch die bestehende Meinung widerlegt, daß die alten italienischen Meister nur Dellack, nie Spirituslack benutzt hätten. Jenes Rezept war jedenfalls schon bekannt genug, als es in das Nürnberger Rezeptbuch von 1696 kam, und es ist nicht ausgeschlossen, bei den regen Beziehungen Nürnbergs zu Oberitalien, daß es überhaupt, wie viele andere Rezepte jener Zeit, erst aus Italien gekommen war und von einer italienischen Geigenbauergruppe stammt. In einer 1703 von dem Jesuitenpater Bonani in Rom herausgegebenen Schrift: Trattario dello varnice (Abhandlung über Lacke) werden dagegen alle spirituellen Harzlösungen als Geigenlacks verworfen und nur Dellack, also Lösungen von Harzen in Leinöl und Terpentinöl empfohlen. So ist man sich schon damals über die beste Art des Geigenlacks nicht einig gewesen, und es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn sich an das äußere Aussehen der Geigen, an ihren Lacküberzug eine Art Mythos angeknüpft hat, der dem Sportbedürfnis, dem Liebhaberspleen und der Sammlerleidenschaft willkommene Unterlagen gibt. In dem bayerischen Gebirgsdorf Mittenwald, das heute noch eine Geigenbauindustrie hat, werden u. a. auch die Geigen hergestellt, die meistens von Zigeunern gekauft werden; fast alle Zigeunermuster haben Mittenwalder Geigen. Diese Geigen werden gleich als alt fabriziert; sie müssen recht schwarz und schmutzig aussehen. Die Lackierung erhält deshalb auf künstliche Weise Risse und Schrunden, an verschiedenen Stellen wird sie leicht beschädigt und es werden unentsetzliche und unbestimmbare Zeichen und Figuren darauf gemalt, zum Teil auch wieder weggewischt, so daß nur noch Spuren davon zu sehen sind. Jedenfalls wird dadurch die Mittenwalder Zigeunergeige keine zweihundertjährige Stradivaci aus Cremona, aber es scheint wirklich so zu sein — es ist nicht der Ton, es ist der Lack, der die Musik macht. — Allg.

Aus dem Tierreiche.

Ueber die Abstammung der Walfische. Die „Walfische“ haben stets unser Interesse wachgerufen. Diese Säugetiere verdanken es ihrer Fischgestalt, mit der sie sich den Bedingungen des Lebens im Wasser angepaßt haben, ohne daß sie dadurch ihre Säugetiernatur etwa eingebüßt hätten. Sie atmen durch Lungen, lassen ihre Jungen im Mutterleibe heranreifen und säugen sie nach der Geburt mit Milch. Jedes innere Organ der Wale gleicht im Bau dem entsprechenden Organ der übrigen Säugetiere. Auch die Keimesgeschichte, die Entwicklung des Wal-Embryo weist auf die Beziehungen des Wales zu den landlebenden Säugetieren hin. In der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ hat Prof. Rüdenthal („Die Wale und ihre wirtschaftliche Bedeutung“) diese Frage zusammengefaßt und an der Hand von Abbildungen die Entwicklung des jungen Wals erläutert. In ihrer ersten Entwicklung sind die Wal-Embryonen ganz nach dem Typus der Landsäugetiere gebaut. Kopf und Rumpf sind voneinander durch den Halssteil abgesetzt. Auch die Gliedmaßen legen sich wie beim Säugetierembryo als Höcker an, und zwar zwei Vorder- und zwei Hintergliedmaßen, während der erwachsene Wal nur zwei Vordergliedmaßen hat. Dem Embryo fehlen noch die Schwanzflossenflügel, die sich erst später als zwei seitliche Hautfalten anlegen. Gewisse Befunde bei Wal-Embryonen deuten darauf hin, daß sich auch bei ihnen,

wie bei allen Säugetierembryonen, ein Kleid dichtstehender Haare anlegt, das sich aber später in eigentümlicher Weise umwandelt; manche Walfische sind in ausgewachsenem Zustande vollkommen haarlos, aber es kommen bei manchen Formen auch dem erwachsenen Tiere Haare zu, die als Sinneswerkzeuge funktionieren (so die Spürhaare). — Die Varten, die bei den Vartenwale eine so große Rolle für die Nahrungsaufnahme spielen, sind eine Anpassungserscheinung an die neuen Lebensbedingungen. Sie sind aus verhornten Gaumenplatten hervorgegangen. Daß die Vartenwale von bezahnten Säugetieren abstammen, ersehen wir daraus, daß bei jungen Embryonen sich ein reiches Gebiß von Zähnen anlegt. Die Zähne brechen aber niemals durch, sondern ihre Anlage verschwindet während der embryonalen Weiterentwicklung. — Während die Hintergliedmaßen schon beim Embryo vollkommen zurückgebildet werden, entwickeln sich die Vordergliedmaßenanlagen weiter und werden zu den Brustflossen, die in ihrem äußeren Bau von den Gliedmaßen der landlebenden Säugetiere vollständig abweichen. Es erweist sich aber, daß ihr Skelett und ihre Muskulatur nach gemeinsamem Grundplane gebaut sind.

Ziehen wir in Betracht, daß heute das „biogenetische Grundgesetz“ von Haeckel zu einer Tatsache geworden ist, daß also die Keimesgeschichte ein Auszug der Stammesgeschichte ist, daß die Formenreihe, welche der Embryo während seiner Entwicklung durchläuft, eine kurze, gedrängte Wiederholung der Formenreihe ist, welche die tierischen Vorfahren seiner Art von den ältesten Zeiten organischen Lebens an bis auf die Gegenwart durchlaufen haben, so müssen wir sagen, daß es auf Grund der mitgeteilten Tatsachen feststeht, daß der Walfisch von landlebenden Säugetieren abstammt.

Schließlich sei noch bemerkt, daß, wie Prof. Rüdenthal hervorhebt, es neuerdings der Paläontologie geglückt ist, Funde von fossilen Vorfahren der Wale zu machen, aus denen hervorgeht, daß die Zahnwale von sehr alten Landraubtieren abstammen.

Nächtliche Walbeleuchtung. Unter diesem Titel bringt die Monatschrift für Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse „Kosmos“ eine sehr interessante Abhandlung über unsere, als „Johanniskwürmchen“ jedem Kind bekannten Leuchtfläfer, dem wir folgende Ausführungen über die Ursache des Leuchtens entnehmen. „Obgleich zahlreiche und sorgfältige Arbeiten namhafter Gelehrter über diesen Gegenstand vorliegen, ist die Frage, auf welche Weise eigentlich das Leuchten zustandekommt, noch keineswegs genügend aufgeklärt. Gerade die lichtvollste Seite im Leben dieser merkwürdigen Tiere konnte seitens der Forschung bisher am wenigsten erhellt werden. Ein abschließendes Urteil kann hier zurzeit um so weniger gefällt werden, als sich die Ansichten der verschiedenen Forscher zum Teil direkt widersprechen. Mit der frommen Mär, daß der Johanniskläfer dem Heiligen seinen Schein zu verdanken habe, dessen Namen er trägt, konnte sich die Wissenschaft natürlich nicht zufrieden geben. Die Fachgelehrten dachten vielmehr zunächst an ein bloßes Phosphoreszieren, aber Matencis Untersuchungen ergaben das vollständige Fehlen von Phosphor in der kleinen Wunderlampe. Schon Spallanzani stellte fest, daß die Bauchhaut der leuchtenden Segmente wie eine poröse Eierschale gebaut ist, also eine Menge feiner Oeffnungen aufweist, durch die das Licht ausströmt. Die Leuchtorgane selbst bestehen aus zahlreichen, vielseitigen, zartwandigen und kapselartigen Zellen, die teils durchsichtig sind, teils eine weiche, feinkörnige, fettige, leicht auszubrückende Masse enthalten. Diese Substanz, die sich anscheinend wieder aus zwei verschiedenenartigen und wohl chemisch aufeinander einwirkenden Schichten zusammensetzt, ist aller Wahrscheinlichkeit nach der Sitz des Leuchtvermögens, ohne daß wir doch mit Sicherheit zu sagen vermöchten, wie letzteres eigentlich zustandekommt. Das reiche verästelte Gewirr von feinen, baumartig verzweigten Tracheenröhrchen, das sich um die Leuchtkörper herumschlingt, hat die Vermutung nahegelegt, daß es sich bei dem Leuchten um einen durch Sauerstoffzufuhr unterhaltenen Verbrennungsorganismus chemisch noch nicht näher bekannter Stoffe handele. Vieles spricht für, manches aber auch gegen diese Hypothese, die jedenfalls immer noch am verständlichsten klingt. Dubois vertritt die Ansicht, daß es sich hier nicht um eine Oxidation handele, sondern daß das Leuchten lediglich eine Begleitererscheinung der Kristallisation von hornsaurem Ammoniak sei, der sich in großer Menge in den Leuchtkörpern vorfinde. Killermann hat gar die Allerweitskobelbe, die Vallerien, im Verdachte, in den Leuchtorganen ihr loses Spiel zu treiben, wobei er sich auf die Tatsache stützen kann, daß die Leuchtorgane noch lange nach dem Tode des Tieres bei Betupfen mit warmem Wasser oder Milch ihr Licht von neuem ausstrahlen. Ein gewisser Grad von Feuchtigkeit und Wärme scheint überhaupt für das Zustandekommen des Leuchtens, das ja auch in der Natur nur während weniger Abend- und Nachtstunden zu einer bestimmten Jahreszeit vor sich geht, unerlässlich zu sein, ja die stärkste Lichtbildung erfolgt erst bei einer Temperatur von 40 bis 50 Grad Celsius, während sie bei noch größerer Hitze und ebenso bei schon mäßiger Kälte völlig aufhört. Hofmann vermutet daher, daß der eventuellen Verbrennung selbst eine Zersetzung des Leuchtstoffes durch Fermente vorausgeht. Wolfisch hat die sogenannte Photogenetheorie aufgestellt, nach der von den betreffenden Organismen ein besonderer Leuchtstoff abgeschieden wird.“